

Irene Spiegel über ihre Verhaftung nach der Befreiung Frankreichs

Die Befreiung lag nun schon drei Wochen zurück, aber wir trugen immer noch den Nachnamen Verdier. Jemand hatte Harry versprochen, dass wir bald Ausweise mit unseren richtigen Namen erhalten würden. Als ich eines Abends vom Einkaufen nach Hause kam, traf ich zu meiner Überraschung neben Madame Duclos und Harry zwei unbekannte Männer in der Küche an. Die Kinder waren draußen spielen.

"Erschrick nicht", sagte Harry. Ich schaute ihn misstrauisch an: "Warum sollte ich erschrecken?"

"Nun, diese Männer kommen vom F.F.I., von den Forces françaises de l'intérieur, wir sind verhaftet, sozusagen."

Bald ging Mme Duclos mit ihrer kleinen Tochter nach Hause. Es war Zeit für Pierres Abendessen, ich kochte ihm einen Haferbrei. Neben mir stand einer der beiden Männer mit schussbarem Gewehr. Nachdem Pierre gegessen hatte, packte ich eine Tasche mit Schlafanzug, Kleidung und Spielzeug und brachte ihn zu unserer Nachbarin schräg gegenüber. Ich bat sie, Pierre für einige Tage zu sich zu nehmen, und gab ihr 1000 Francs. Pierre kannte die Frau, aber er war trotzdem ziemlich unglücklich, von uns getrennt zu werden. Eine unbekannte Person hatte uns denunziert: Kollaboration mit der Nazi-Besatzung. Wenn wir nicht das Gegenteil beweisen könnten, würden wir am nächsten Tag um 13 Uhr erschossen.

Man brachte uns in ein leerstehendes Schloss, in dem die F.F.I. ihr Hauptquartier eingerichtet hatte. Die Leute waren sehr zuvorkommend und servierten uns zu unserem Erstaunen um sieben Uhr abends eine sehr gute Mahlzeit. Natürlich waren wir nervös, aber ließen es uns nicht anmerken. Harry und Walter, ein österreichischer Genosse aus der Résistance, sangen antifaschistische Lieder. Später erhielt ich die Erlaubnis, auf einem Tisch zu schlafen. Den Männern standen nur Sessel zur Verfügung. Harry sagte ihnen, sie sollten am nächsten Vormittag um zehn ins Rathaus gehen und dort Achille in seinem Büro aufsuchen. Achille war Mitglied der F.F.I. und der französischen kommunistischen Partei. Er würde unsere Aussagen bestätigen. Später versicherte man uns, dass wir drei wie geplant erschossen worden wären, wäre Achille nicht da gewesen. In dieser Nacht schliefen wir kaum, aufgeschreckt durch Maschinengewehrfeuer: Wurden da Kollaborateure hingerichtet?

Jedenfalls, Achille war da. Unsere Möchtegern-Scharfrichter fassten Vertrauen zu uns, besonders der Anführer, ein Kohlenhändler. Bei ihm kauften wir dann unsere Kohlen, als es Winter wurde. Dennoch hatte unsere Verhaftung durch die F.F.I. eine unschöne Nachwirkung. Pierre begann sich zu kratzen. Ich bemerkte sogar blutige Kratzspuren an seinen Handgelenken. Ich ging mit ihm zum Arzt in Sainte-Marguerite. Der untersuchte ihn gründlich: "Leider hat er eine leichte Form der Krätze. Ich verschreibe Ihnen ein Medikament, das Sie ihm bitte geben – ein oder zwei Mal sollte schon reichen. Allerdings haben zur Zeit sehr viele die Krätze, die Apotheken warten sehnlichst auf Nachschub." Anscheinend fehlte es überall an Seife und warmem Wasser. Pierre hatte im Bett von jemandem mit Skabies geschlafen. Als wir wieder draußen im Wartezimmer waren, stand ein Mann auf, wandte sich an uns und fragte: "Entschuldigen Sie, aber brauchen Sie die Skabies-Salbe, die der Doktor immer verschreibt?" "Ja", antwortete ich, "aber der Arzt hat mir eben erzählt, dass sie in den Apotheken ausgegangen ist." Er drückte mir eine Tube in die Hand; ehe ich ihn fragen konnte, was sie kostete, sagte er "Au revoir" und verschwand. Ein völlig Fremder. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen und sah ihn nie wieder.

Ich erfuhr von einem amerikanischen Krankenhaus in Marseille. Da uns das Geld ausging, bewarb ich mich beim American Army Employment Office. Der Beamte, dem ich mich vorstellte, zeigte großes Interesse, als ich ihm erzählte, dass ich eine ausgebildete amerikanische Krankenschwester sei. Allerdings konnte ich ihm kein Diplom vorweisen. Das hatte ich zur sicheren Verwahrung in der Wohnung eines Freundes in Paris zurückgelassen. Ich muss aber einen guten Eindruck gemacht haben, denn er gab mir eine Karte für das amerikanische Krankenhaus. Ein anderer Beamter brummte, ich könne womöglich eine Spionin sein, fand aber keine Beachtung. Ich begab mich am nächsten Tag in das Krankenhaus und wurde sofort eingestellt. Es gab dort eine ganze Reihe französischer Krankenschwestern, aber nur eine war ausgebildet. Die Oberschwester überhäufte mich mit Arbeit, Infusionen zu verabreichen weigerte ich mich, denn mein Status war nur "ausgebildete Hilfskraft".

Unter den Patienten befand sich der für das amerikanische Immobilienkorps zuständige Offizier. Er litt unter einer schweren Nebenhöhlenentzündung, die mit ständigen Kopfschmerzen einherging. Die meisten anderen Patienten waren Schwerkranke und benötigten mehr Pflege. Ich legte ihm in kurzen Abständen heiße Kompressen auf die Stirn, und schon fühlte er sich besser. Die Soldaten betreute ich gern. Ich bekam mein Frühstück, wenn ich morgens eintraf, in der Mittagszeit mein Mittagessen, und ich nahm außerdem jeden Tag etwas zu essen nach Hause mit. Auch Harry und Pierre kamen auf diese Weise zu besserer Ernährung. Allerdings arbeitete ich nicht lange in dem amerikanischen Militärkrankenhaus.

Eines Tages zur Mittagszeit, als ich eben meine halbstündige Essenspause machen wollte, erhielt ich Besuch von Noel Field, dem Chef des Unitarian Service Committee (U.S.C.) in Europa. Irgendjemand mir unbekannter hatte ihm erzählt, dass ich während des Bürgerkriegs im republikanischen Spanien gewesen war und mit Dr. Barsky zusammengearbeitet hatte, dem Gründer des American Medical Bureau to Aid Spanish Democracy. Er war es auch, der der Unitarischen Kirche Noel Field als Leiter des Unitarian Service Committee empfohlen hatte. Field bat mich, das neue Zweigbüro des U.S.C. in Marseille aufzubauen. Zunächst wehrte ich ab, weil ich meine Arbeit im Spital gern tat. Doch am Ende überzeugte er mich: Ich sei Krankenschwester in Spanien gewesen, spräche Spanisch und wolle doch sicher den spanischen Flüchtlingen, die so viel erlitten hatten, helfen!

Die französisch-jüdische Organisation "Œuvre de secours aux enfants" (OSE) stellte uns vorübergehend einen Raum zur Verfügung, bis wir das Quartierproblem gelöst hatten. Ich erinnerte mich an meinen Patienten im amerikanischen Armeekrankenhaus, den Quartiermeister. Den besuchte ich und bat ihn um Hilfe. Er freute sich, mich wiederzusehen, sagte: "Sie waren die einzige Krankenschwester, die sich bemüht hat, meine schrecklichen Kopfschmerzen zu lindern. Natürlich helfe ich Ihnen." Bereits nach einer Woche hatte ich Räumlichkeiten an der Cannabière, dem Hauptboulevard von Marseille, in zentraler Lage. Sie gehörten einer Firma, die Bananen aus Afrika importierte. Die deutsche Besatzung hatte die Räume requiriert. Erst kürzlich hatte die Firma sie wieder in Besitz genommen. Mein Immobilienbeamter und ich trafen dort einen der Eigentümer der Bananenfirma an. Ich hatte keine Skrupel, ihm seine Geschäftslokaltäten wegzunehmen. Ich war sicher, dass er noch weitere zur Verfügung hatte. Doch er wurde sehr aufgebracht und verweigerte sein Einverständnis. Mein Beamter zog seinen Revolver und drohte, ihn auf der Stelle zu erschießen. Jetzt gab der Eigentümer nach. Es war wie in einem Western-Film. Er händigte mir

die Schlüssel aus und machte sich verärgert vor sich hin murrend davon.

Es handelte sich um zwei große Räume. Alle Fensterscheiben waren bei den Luftangriffen zu Bruch gegangen. Da wir aber eine amerikanische Hilfsorganisation waren, erhielt ich bald Glas von der Stadt Marseille.

Meine Vorgesetzte war Madame Hertha Tempi, die Leiterin des U.S.C. in Frankreich. Sie war eine deutsche Kommunistin, hatte Deutschland gleich nach Hitlers Machtübernahme verlassen und einen Franzosen geheiratet, um die französische Staatsbürgerschaft zu erlangen; daher der Name Tempi. Sie war sehr aktiv und mutig in der Résistance gewesen.

Anfangs beschränkten wir uns darauf, unseren Flüchtlingen finanzielle Unterstützung zu leisten. Sie gehörten unterschiedlichen Nationalitäten an, es gab auch etliche Weißrussen, die immer noch den Flüchtlingsstatus hatten, obwohl manche von ihnen seit 1917 in Frankreich lebten.

Als der Bürgerkrieg in Spanien in einer Katastrophe für die Republikaner endete, floh ein großer Teil und suchte Schutz in Frankreich, dem Land der Revolution von 1789, in dem die Menschen für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gekämpft hatten. Die französischen Behörden behandelten die Flüchtlinge unmenschlich. Man steckte sie in Internierungslager: Gurs, Argelès, Le Vernet und andere. In diesen Lagern gab es anfangs überhaupt keine Unterkünfte und später nur völlig unzureichende. Die Ernährung, mit der man sie bedachte, war miserabel und wurde in kärglichsten Portionen zugeteilt. Mindestens ein Drittel verschwand offensichtlich in den Taschen der Lageraufseher. Die hygienischen Bedingungen waren unzumutbar. Viele Internierte wurden krank, viele starben. Wer überlebte, brauchte unverzügliche und andauernde Hilfe. Einige wurden entlassen, auch diese brauchten Hilfe. Unter ihnen waren spanische Guerilleros, die im Grenzgebiet zwischen Spanien und Frankreich und in Spanien selbst gegen Franco kämpften.

Die amerikanischen Militärpfarrer hatten ihr Büro neben einem Kino, das amerikanische Filme in englischer Originalfassung zeigte. Ich kannte den für das Büro zuständigen Soldaten. Eines Tages schaute ich bei ihm vorbei, grüßte ihn, erzählte ihm von meiner neuen Arbeit und davon, wie wenig wir den Hilfesuchenden bieten konnten. Er dachte eine Weile nach und sagte dann: "Zwei von meinen Pfarrern haben Lebensmittel und Hygieneartikel zur Verfügung. Wenn sie sicher sein können, dass ihre Spenden nicht auf dem Schwarzmarkt landen, helfen sie bestimmt gern." Er stellte mich den beiden vor; sie hörten aufmerksam zu, als ich ihnen erklärte, warum ich mich so entmutigt fühlte. Sie reagierten sofort positiv. Der eine war Katholik irischer Abstammung, ziemlich dick und ein lustiger Typ, der andere Protestant, ein Schwarzer mit recht hellem Teint und gut aussehend. Am Tag darauf erhielt ich eine beträchtliche Menge an Hygieneartikeln: Seife, Zahnpasta, Zahnbürsten und Rasiercreme (all das damals äußerst begehrte Sachen); außerdem Mehl, Zucker und Schokoladeriegel. Die Letzteren waren schon ein bisschen verfärbt; sie waren der Hitze in Afrika ausgesetzt gewesen, aber man konnte sie noch essen.

Um mich für die großzügige Hilfe zu revanchieren, lud ich die Pfarrer jeweils separat zum Essen ins "Jambon de Parme" ein. Beide waren sie Feinschmecker. Sie genossen diese Mahlzeiten sehr und freuten sich stets, wenn ich sie wieder einlud. Ich hatte einen gewissen Betrag unter der Rubrik "Bewirtungen" zur Verfügung. Nicht viel später begann die Zentrale des Unitarian Service Committee in New York uns Lebensmittel zu schicken: Dosenmilch, Corned Beef, Baked Beans, Sardinen, Zucker, Mehl, alles in reichlichen Mengen. Sie schickten auch Kleidung, Schuhe und sogar Pelzmäntel. Die waren alle gebraucht, aber von erstklassiger Qualität. Auch Kinderkleidung und sogar Windeln für Babys kamen an. Inzwischen hatte ich zusätzlich einen Lagerraum in einem

benachbarten Gebäude und einen neuen Mitarbeiter, der sich um die großen Kleidungsbeutel kümmerte. Er war spanischer Flüchtling und sehr tüchtig.